

Werk

Titel: Shakespeare und Goethe

Autor: Leo, Friedrich August

Ort: Weimar

Jahr: 1889

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509_0024 | log6

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Shakespeare und Goethe.

Einleitender Vortrag

zur Jahresversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

Von

Friedr. Aug. Leo.

Weimar, die Tempelstätte für alles Große und Schöne, hat auch den beiden Heroen Altäre errichtet, welche, emporgewachsen aus germanischem Boden, allüberall da das Szepter des Geistes schwingen, wo eine Kulturheimath ist.

Wenn ich an die Spitze meines heutigen Vortrages die Namen dieser Könige im Reiche des Geistes setze, wenn ich es wage, ihm den Titel „Shakespeare und Goethe“ zu geben, so liegt darin schon die selbstverständliche Erklärung, daß es sich nur um einen kleinen Punkt der gegenseitigen Beziehungen zwischen diesen beiden Welten handeln könne. Wer möchte es wagen wollen, all das, was in diesen Namen liegt, auch nur flüchtig anzudeuten im Rahmen eines ephemeren Vortrages!

Es ist ein Zeichen vom kleinlichen Sinne — nicht dieser oder irgend einer andern Zeitperiode, sondern der Menschennatur, daß sie ihr Bedürfniß, Vergleiche zu ziehen (das ja an sich und für die kleinen Verhältnisse des Lebens berechtigt ist, weil Vergleiche erst den Größen-Maßstab geben), auch da anwendet, wo die Erscheinung des Vollkommenen an sich schon den Vergleich verbieten und ausschließen sollte.

In dieser Sucht nach Vergleichen liegt, ohne daß die Individualität sich davon Rechenschaft ablegt, eine Neigung, das Große zu verkleinern; statt eine Größe zu messen, mißt man nur die Differenz zwischen zwei Größen und findet eine Art von Genug-

thuung in solchem Verkleinerungs-Prozesse. Goethe selbst hat dieses Verfahren kurz und schlagend gekennzeichnet; in seinen Gesprächen mit Eckermann [I, 153]¹⁾ sagt er:

Nun streitet sich das Publikum seit 20 Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein Paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.

Sein Ausspruch schützte aber ihn und die anderen Sterne nicht vor dem Seziermesser der Vergleicher, die den aus einem Stücke geschaffenen Koloß nicht bewältigen können und daher versuchen, ihn in eine Mosaikarbeit umzuwandeln, die es ihnen gestattet, das einzelne Stückchen, aus dem Zusammenhange losgelöst, mit Lupe und Zirkel zu bearbeiten. Gestalten aber wie Goethe und Shakespeare tragen ihren eignen und nur für sie aus sich heraus geschaffnen, nur für sie gültigen Maßstab in sich selbst und sträuben sich darum gegen jeden Vergleichungs-Prozeß, der sie nicht nur verkleinert, sondern verwandelt. Erst wenn ihr die Größe und Macht des Frühlings an einer Blüte, die Gewalt des Gebirges an einem Stück Geröll zu messen vermögt, dürft ihr es auch wagen, Goethe und Shakespeare zu vergleichen und aus dem Vergleiche heraus zu beurtheilen!

Wie zwei unbesiegbare und ewig waltende Naturkräfte stehn sie neben einander und erfüllen die Schaffensmission, die ihnen übertragen ist. Sie thronen in ferner Höhe und lassen nur die Wirkungen ihres Seins ausstrahlen je nach der Empfänglichkeitskraft des Individuums, wie es die Sonne thut, wie es Jupiter mit Semele that! Sie selbst, in ihrem ganzen abgerundeten Ich, ragen über uns hinaus und reichen sich die Hand hoch hinweg über das kleine Denken, Empfinden und Treiben des Alltäglichen, so wie König Bele und Thorsten Vikingsson auf ihren Hügeln am Strande Zukunftsworte reden²⁾:

Legt, Söhn', uns in zwei Hügel am Strande dicht,
Wo zwischen uns die Welle so blau sich bricht;
Denn lieblich ist's dem Geiste, noch ihrem Rauschen
Gleich einem Todtenliede am Strand zu lauschen.
Und streut der Mond auf Berge den bleichen Schein,
Deckt mitternächt'ger Thau dann den Bautastein,
Da sitzen wir, o Thorsten, auf Hügels Runde,
Und reden Zukunftsworte am blauen Sunde.

¹⁾ Bei allen Zitaten ist die 3bändige 5te Auflage der Gespräche und die Grote'sche Ausgabe von Goethe's Werken (1878) benutzt.

²⁾ Tegnér, Frithjofsage.

Um diese Bedeutung zu erfassen und ihr gegenüber den richtigen Standpunkt einzunehmen, dazu bedarf es einer Funktionsfähigkeit, die gerade da am seltensten gefunden wird, wo das kritische Element stark ausgebildet erscheint — der Fähigkeit nämlich, sich in den Dichter, in die Schaffensarbeit der Phantasie hineinzuleben und aus ihr heraus das Werk mit aller Naturkraft und Naturnothwendigkeit emporwachsen zu sehen!

Unter den Tausenden, welche die kritische Minierarbeit an unsern Heroen geübt haben, will ich Einen nennen, dem es gelungen ist, sich durch eine einzige Arbeit ein Heergefolge von Anhängern zu schaffen, das durch seine Zahl schon berechtigt sein mag, zu fordern, daß man es beachte. Gustav Rümelin, der hochgebildete und gelehrte Kanzler der Universität Tübingen, hat in seinen Shakespeare-Studien, welche zuerst in einzelnen Abschnitten im „Morgenblatte“ unter dem Titel „Shakespearestudien eines Realisten“ erschienen, eine Fahne emporgehalten, um die herum sich Tausende sammelten: alle diejenigen nämlich, welchen es lieb war, wenn ein Großes verkleinert wurde; dann jene, welchen Shakespeare fremd und unheimlich war; endlich die große Masse derer, welche eifersüchtig den Ruhm des Engländers an dem des deutschen Goethe maßen.

Ein hartes aber wohlverdientes Schicksal hat, unter der Gestalt des Zufalls, dahin gewirkt, daß der Autor sich in dem von ihm gewählten Motto — dem Inhalte des Werkes gegenüber — selbst das Urtheil spricht. Das Motto lautet:

Ich möchte gern, daß in dem kleinen Kreise, wo dies gelesen wird, es niemand mehr in den Sinn komme, Shakespeare weder zu entschuldigen noch zu verleunden, aber zu erklären, zu fühlen, wie er ist, zu nützen und, wo möglich, uns Deutschen herzustellen. Trüge dies Blatt etwas dazu bei!

Herder.

Und keiner verleumdet ihn mehr, als Rümelin! — Wenn ich im Verlaufe dieses Vortrages oft Autoren das Wort gebe, d. h. vieles zitiere, was andere gesagt haben, so ist das im vorliegenden Falle mein gutes Recht; denn ich will aus den Aeußerungen Goethe's vor allen Dingen nachweisen, daß er weder denen zustimme, welche Shakespeare im Vergleiche zu ihm herabsetzen, noch jenen, welche die Ansicht zu verbreiten suchen (was ihnen leider für weitere Kreise und seit langer Zeit gelungen ist), als ob Goethe dem Shakespeare gegenüber eine antipathische Stellung einnehme.

An letzterem Eindrucke trägt Goethe selbst die Schuld; denn

seine Abhandlungen über Shakespeare führen den Titel „Shakespeare und kein Ende“; und während er Shakespeare endlos in seiner Größe fand, glaubten viele den Titel erklären und umschreiben zu dürfen, als ob er jammernd ausrufen wollte: „Ist es denn noch kein Ende mit Shakespeare — muß man immer noch von ihm hören?!“ Und da man diesen Sinn hineinlegte, durfte man sich sogar die Mühe ersparen, die Aufsätze zu lesen; man rief mit Goethe: „Shakespeare und kein Ende!“ und stimmte ihm oder vielmehr der eigenen Deutung bei! — Das hatte man also nicht gelesen, und Goethe's Hamlet-Erklärung in Wilhelm Meister natürlich auch nicht! Was ging Einen da Hamlet an?! Man wollte ja nur wissen, was aus Wilhelm, Philinen und Mignon, aus der Gräfin würde, und überschlug natürlich die unnützen Expektorationen über Hamlet. Und da Shakespeare somit den Goethe nicht als Vertheidiger zur Seite hatte, durften Kritiker und Publikum ihn angreifen und verkennen, und der Realist Rümelin hatte das freie Feld für sich! Sein Angriff galt eigentlich weniger Shakespeare, als den sich an dessen Namen hängenden romantischen Ueberspanntheiten; aber er traf den Dichter; und so verdient er es, daß man ihn auf den Ehrfurchts-Standpunkt hin verweise, den er Shakespeare gegenüber einzunehmen hat!

In seinem Buche „Shakespeare-Studien“ sagt Rümelin:

Wenn wir unter einem wahren dramatischen Charakter nur einen solchen verstehen, dessen Züge nichts den allgemeinen Merkmalen der menschlichen Gattung Widersprechendes enthalten, und dessen Träger wir uns leicht als unter den wirklichen Menschen unseres Erfahrungskreises herumwandelnd denken können, so ist damit nicht viel gesagt, denn dann müßten gerade die unbedeutendsten und trivialsten Charaktere die wahrsten sein. Den wirklichen Eindruck innerer Wahrheit wird uns nur derjenige Charakter machen, zu dessen Selbstbewußtsein wir unter der leitenden Vorempfindung des Dichters das unsrige zu verengern oder zu erweitern vermögen, so daß wir gleichsam aus ihm heraus empfinden. Die Leichtigkeit und Vollständigkeit, mit welcher der Dichter diese Operation in uns zu Stande bringt, die Lichtstärke, zu welcher er dabei unser gewohntes Selbstbewußtsein in uns aufhellt, die Ausdehnung oder Vertiefung, die er demselben hiebei zu verleihen weiß, bedingen den Grad unsrer Befriedigung und der ästhetischen Wirkung. Ein dramatisches Charakterbild, in welchem der Dichter jenes Ziel bei uns nicht erreicht, kann immer noch für uns interessant und bedeutend sein; es bleibt uns aber immer fremd, und der Dichter erzielt bei uns nicht seinen vollen Zweck, mag nun die Schuld daran an ihm liegen oder an uns.

Unter den Shakespeare'schen Charakteren fehlt es nun zwar nicht an solchen, bei welchen es uns sehr schwer, wo nicht unmöglich wird, jene innere Operation ohne Anstoß in uns zu vollziehen; im Ganzen aber ist Shakespeare unzweifelhaft in dieser Gabe, eine bunte Reihe der eigenthümlichsten Gestalten lebensvoll vor uns hinzustellen und uns durch die Macht des befügeltten Wortes zur inneren Nachbildung seiner Visionen zu nöthigen, vielleicht der erste aller Dichter. Wir wüßten ihm wenigstens nur Goethe zur Seite zu stellen, der zwar keine so mannigfaltigen und so weit auseinanderliegenden Lebensbilder zeichnet, dafür aber auch die Fäden, durch welche die Gestalten des Dichters immer noch mit unserem eigenen Selbstbewußtsein zusammenhängen müssen, weit seltner abreißen läßt.

Allein die bloße Menschenkenntniß und innere Erfahrung reicht für den dramatischen Dichter bei weitem nicht aus. Die menschliche Handlung, die er darzustellen hat, ist nicht bloß durch den Charakter und die Intentionen des Handelnden, sondern ebenso durch den Gesamteffekt zahlreicher Gegenwirkungen, durch die Gesellschaft und mannigfaltige äußere Umstände und Verhältnisse bestimmt, und erleidet durch diesen zweiten Faktor die verschiedenartigste Abschwächung und Modifikation. Um sich in diesem zweiten Element mit Sicherheit zu bewegen, bedarf der Dichter, außer jener innern Erfahrung, die ihm zur Menschenkenntniß hilft, auch die Kenntniß des Weltlaufs, einen Reichthum äußerer Lebenserfahrung, den er selbst nur in praktischer Thätigkeit und durch positive Kenntnisse der verschiedensten Art gewinnen kann. Ohne diesen Weltverstand wird der Dichter keine wohlgefügte Handlung und ohne diese keine wahre dramatische Wirkung fertig bringen, wie schon bekanntlich Aristoteles sagt: das Erste und Wichtigste im Drama ist die Handlung, die Charaktere sind erst das Zweite. Denn widersprechende, unwahrscheinliche, zweckwidrige Theile der Handlung werden viel leichter bemerkt und als Störung empfunden, während Unklarheiten und Widersprüche der Charakteristik uns leicht entgehen und nicht greifbar und beweisbar sind.

Von dieser Art von Weltverstand, wie sie dazu nöthig ist, um eine durch innere und äußere Wahrscheinlichkeit und durch den Schein von Nothwendigkeit uns befriedigende dramatische Handlung zu erfinden und durchzuführen, behaupten wir nun, daß Shakespeare sie nicht in hervorragendem Grade besaß, ja nach seinem ganzen Bildungs- und Lebensgang, nach seiner Stellung zur Gesellschaft gar nicht einmal haben konnte. Von dem strengen Kausalnexus, der den Gang der menschlichen Dinge bis ins Einzelne bestimmt, von dem tiefgreifenden Einfluß, den die bürgerliche Gesellschaft auf ihre einzelnen Glieder ausübt, konnte derjenige keine klare und genaue Vorstellung gewinnen, der selbst wie in einer Ausnahmestellung dieser bürgerlichen Gesellschaft fern gerückt war, dessen praktische Lebenserfahrungen sich im Wesentlichen auf das Theaterwesen beschränken mußten, dessen Beruf und Erwerb als unehrenhaft galt, der zu Staat, Kirche und Gemeinde kein geordnetes Verhältniß hatte, dessen eignes Familienleben schon ein durchaus regelloses war. Sein Publikum, wie wir es oben kennen gelernt haben, machte in diesem Punkt keine

Ansprüche, denn es besaß jene Welterfahrung selbst noch nicht; ihm war im Gegentheil die unwahrscheinliche und abenteuerliche Handlung willkommener als die begreifliche und wohlgefügte.

Der Inhalt des letzten Absatzes läßt uns — in seiner Unbewiesenheit wie in Uebertreibung — den Verfasser als den Vorboten der Baconianer erkennen, und es wundert mich, daß sie ihn noch nicht als ihren Propheten verkündet haben. — Doch dies nebenbei. — Wenn aber Rümelin die Worte, welche ich oben durch hervortretenden Satz habe auszeichnen lassen, — seine eignen Worte! — richtig verstanden und angewandt hätte, dann wäre er zu einem andern Urtheile gekommen und sähe sich nun nicht in der beschämenden Lage, von jedem Worte Goethe's widerlegt zu werden. Und ich meine, hochverehrte Versammlung, es ist unser Recht und unsre Pflicht, für Klärung des Verhältnisses zu kämpfen, das zwischen diesen beiden uns gehörigen Heroen obwaltet, und es giebt keinen Platz und keinen Tag, geeigneter für eine solche Abrechnung, als gerade diese Stelle und diese Stunde! Und, an das Ziel unsrer Prüfung gelangt, werden wir mit noch erhöhtem Stolze auf unsern deutschen Dichter hinblicken, wenn wir die grenzenlose Verehrung erkannt haben, die er Shakespeare zollt. Wie vornehm erscheint er uns im Vergleiche zu jenem, den ein andres Volk seinen ersten Genius nennt — dem Franzosen Voltaire!

Und nun treten wir an Goethe heran und lassen ihn selbst sprechen, lassen ihn der stolzen und selbstbewußt demüthigen Verehrung Ausdruck geben, die er Shakespeare darbringt.

Eckermann's Gespräche mit Goethe. (Bd. I, Seite 100.)

Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum. Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.

Shakespeare und kein Ende. (Bd. XXVI, 115 u. ff.)

Nennen wir nun Shakespeare einen der größten Dichter, so gestehen wir zugleich, daß nicht leicht jemand die Welt so gewährte wie er, daß nicht leicht jemand, der sein inneres Anschauen aussprach, den Leser in höherm Grade mit in das Bewußtsein der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses Alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel.

Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es, als arbeite er für unsere Augen; aber wir sind getäuscht: Shakespeare's Werke sind nicht für die Augen des Leibes.

Eckermann's Gespräche mit Goethe. (Bd. I, 159. 160.)

Da wird man erst gewahr, wie unendlich reich und groß Shakespeare ist. Da ist doch kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte. Und alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit!

Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wilhelm Meister an ihm herumgetupft; allein das will nicht viel heißen. Er ist kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, sie war seinem großen Geiste viel zu enge.

Er ist gar zu reich und zu gewaltig. Eine produktive Natur darf alle Jahre nur ein Stück von ihm lesen, wenn sie nicht an ihm zu Grunde gehn will. Ich that wohl, daß ich durch meinen Götz und Egmont ihn mir vom Halse schaffte, und Byron that sehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Respekt hatte und seine eignen Wege ging. Wie viel treffliche Deutsche sind an ihm zu Grunde gegangen, an ihm und Calderon!

Shakespeare giebt uns in silbernen Schalen goldene Aepfel. Wir bekommen nun wohl durch das Studium seiner Stücke die silberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzuthun, das ist das Schlimme!

. . . Macbeth halte ich für Shakespeare's bestes Theaterstück; es ist darin der meiste Verstand in Bezug auf die Bühne. Wollen Sie aber seinen freien Geist erkennen, so lesen Sie Troilus und Cressida, wo er den Stoff der Ilias auf seine Weise behandelt.

Eckermann's Gespräche mit Goethe. (Bd. I, 140.)

Die Shakespearischen Stücke gehn über die Einheit der Zeit und des Orts so weit hinaus als nur möglich, aber sie sind faßlich, es ist nichts faßlicher als sie, und deshalb würden auch die Griechen sie untadlig finden.

In einem Schreiben an Schlegel, in Bezug auf Julius Cäsar. (Siehe Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft VII, Seite 64.)

Doch liegt, wie bei Shakespeare überhaupt, alles schon in der Grundlage des Stoffs und der Behandlung, daß, wie man irgendwo zu rücken anfängt, gleich mehrere Fugen zu knistern anfangen, und das Ganze den Einsturz droht.

Aber nicht erst der alternde Goethe huldigt dem englischen Dichter; auch der Jüngling schon spricht begeistert von ihm, wie wir in der zuerst von Jahn mitgetheilten, und dann in Lewes' Leben Goethe's, Band II, Seite 113 bis 116 abgedruckten Straßburger Rede finden. Ich gebe einige Auszüge aus ihr:

Shakespeare, mein Freund! Wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben als mit dir; wie gerne wollte ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärest; lieber als die geehrwürdigste Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

Shakespeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der

X
Zeit vorbeiwalt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unsres Ichs, die prätendierte Freiheit unsres Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt.

X
Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland, haben sich bei dieser Gelegenheit, wie bei mehreren, wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestät zu lästern, hat sich auch hier als ein echter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Szepter verzerren. Die meisten von diesen Herren stoßen sich besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe, Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen.

Da habe ich sie alle überm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe; darin liegt es, daß wir unsre Brüder verkennen; und dann belebte er sie mit dem Hauch seines Geistes; er redet aus allen und man erkennt ihre Verwandtschaft.

Und was will sich unser Jahrhundert unterstehn von Natur zu urtheilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht; hintendrein erkenn' ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben.

X
Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das, was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare; das, was wir böse nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als *zona torrida* brennen und Lapland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen.

Fügen wir diesem allem endlich noch zwei Aeüßerungen an, welche das Bild vervollständigen sollen, das ich meinen Zuhörern von dem Shakespeareverehrer Goethe vorführen wollte.

Zuerst eine Stelle aus Wilhelm Meister's Lehrjahren. (Bd. I, 186.)

Ja, rief Wilhelm aus, ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Mensch oder irgend eine Begebenheit des Lebens so große Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte, als die köstlichen Stücke, die ich durch Ihre Gütigkeit habe kennen lernen. Sie scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte! Man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens

saust, und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe so erstaunt und außer aller Fassung gebracht, daß ich nur mit Sehnsucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zustande befinden werde, weiter zu lesen.

Bravo, sagte Jarno, indem er unserm Freunde die Hand reichte und sie ihm drückte, so wollte ich es haben! Und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben.

Ich wünschte, versetzte Wilhelm, daß ich Ihnen alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte. Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, mir selbst unbemerkt, begleiteten, finde ich in Shakespeare's Stücken erfüllt und entwickelt. Es scheint, als wenn er uns alle Räthsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu sein, und sie sind es doch nicht. Diese geheimnißvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen Stücken, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse man von Krystall gebildet hätte; sie zeigen nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt. Diese wenigen Blicke, die ich in Shakespeare's Welt gethan, reizen mich mehr als irgend etwas Andres

Und endlich aus Eckermann's Gesprächen. (Bd. I, 108.)

Ueberhaupt hat Shakespeare bei seinen Stücken schwerlich daran gedacht, daß sie als gedruckte Buchstaben vorliegen würden, die man überzählen und gegeneinander vergleichen und berechnen möchte; vielmehr hatte er die Bühne vor Augen, als er schrieb; er sah seine Stücke als ein Bewegliches, Lebendiges an, das von den Brettern herab den Augen und Ohren rasch vorüberfließen würde, das man nicht festhalten und im Einzelnen bekritteln könnte, und wobei es bloß darauf ankam, immer nur im gegenwärtigen Moment wirksam und bedeutend zu sein.¹⁾

Wenn man sich all' diesen Aeüßerungen vollster Anerkennung und Verehrung gegenüber nicht der Verwunderung entschlagen kann, wie ein geistvoller und gutunterrichteter Mann, gleich Rümelin, zu der Stellung gelangen konnte, die er in der vorliegenden Frage einnimmt, so liegt eine Lösung des Räthsels vielleicht in einigen Worten, die Goethe im Rückblick auf sein Leben, in „Dichtung und Wahrheit“ ausspricht. Im ersten Theile lesen wir auf Seite 47:

¹⁾ In den beiden Aussprüchen Goethe's, die in diesem Vortrage angeführt sind: „Er ist kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht“ (s. S. 15), und diesem Satze liegt nur scheinbar ein Widerspruch. Beide Ausdrücke wollen sagen, daß Shakespeare aus innerer Naturnothwendigkeit und ohne zwecklichen Antrieb von außen gedichtet habe.

So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens bar und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich, so daß wir auf dem Punkte standen, uns der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß schon seit langer Zeit zu höheren, freieren und ebenso wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns erst heimlich und mäßig, dann aber immer offener und gewaltiger beherrscht hätte.

Ich brauche kaum zu sagen, daß hier Shakespeare gemeint sei, und nachdem ich dieses ausgesprochen, bedarf es keiner weiteren Ausführung. Shakespeare ist von den Deutschen mehr als von allen anderen Nationen, ja vielleicht mehr als von seiner eigenen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns unter einander selbst versagen, reichlich zugewendet; vorzügliche Männer beschäftigen sich, seine Geistesgaben im günstigsten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit, was man zu seiner Ehre, zu seinen Gunsten, ja ihn zu entschuldigen gesagt, gern unterschrieben. Die Einwirkung dieses außerordentlichen Geistes auf mich ist früher dargestellt und über seine Arbeiten einiges versucht worden, welches Zustimmung gefunden hat¹⁾, und so mag es hier an dieser allgemeinen Erklärung genug sein, bis ich eine Nachlese von Betrachtungen über so große Verdienste, die ich an dieser Stelle einzuschalten in Versuchung gerieth, Freunden, die mich hören mögen, mitzutheilen im Falle bin.²⁾

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzeigen.

Hätten wir nicht eben in allen Aeußerungen Goethe's aus früherer und späterer Zeit schier hundertfache Belege für die Verehrung und unbegrenzte Anerkennung, die er Shakespeare zollte, so würde der obige Ton uns etwa irre machen können, und er hat wohl Rümelin irre gemacht; aber der Ton wird ja schon durch das paralytisch, was uns „Shakespeare und kein Ende“ bietet. —

So weit, was die Stellung Goethe's in Bezug auf sein Urtheil über Shakespeare, und seine Anerkennung desselben betrifft. Ich meine, daß das oben zusammengestellte Material ausreicht, um der bisher geläufigen Ansicht alle Popularität zu rauben, Goethe sei von einer Art von Animosität oder wenigstens Antipathie gegen Shakespeare erfüllt gewesen.

Die zweite Aufgabe, die ich mir für den heutigen Vortrag gestellt habe, will Goethe auch das vollste Verständniß, das tiefste und klärendste Eindringen in den Dichter vindizieren. Wir treten

¹⁾ Wilhelm Meister's Lehrjahre. Buch 3, Lief. 11.

²⁾ Shakespeare und kein Ende, zuerst erschienen Mai 1815.

damit an die sogenannte ästhetische Kritik, ein unglücklich zusammengesetztes Wort, da der so bezeichneten Arbeit oft die Aesthetik, öfter noch die Kritik abhanden kommt. Im vorliegenden Falle haben wir es mit dem Aufbau und der Entwicklung im Drama und mit der Zeichnung der darin thätigen Gestalten zu thun; werden aber, was wir prüfen wollen, am besten an einer Gestalt Shakespeare's darzustellen versuchen, an der nämlich, welche den Völkern am meisten nahe getreten ist. Kein Gebilde Shakespeare's ist so populär geworden und doch so fremd geblieben, wie Hamlet; Generationen haben das ihn verhüllende Geheimniß lösen wollen, Generationen werden das Gleiche versuchen.

Die Frage nach der Bedeutung einer vom Dichter geschaffenen Gestalt bleibt auch dann noch eine offene, wenn der Dichter selbst erklärt, was er in die Gestalt hineingelegt habe; denn, einmal geschaffen, wächst die Gestalt über den Schöpfer hinaus und gehört nicht ihm mehr allein, sondern der Welt, und jeder, der ihr naht, tritt in ein freies, selbstständiges Verhältniß zu ihr, das für das Individuum durchaus zu Recht besteht. Noch ungünstiger für den Dichter indeß gestaltet sich die Frage von seinem Besitz- und Deutungsrechte, wenn er keine Aufklärung gegeben hat, geben konnte. Dann ist allen Deutungen Thür und Thor geöffnet, und jedermann hat das Recht, in freier Rede oder gedruckt seine Anschauung von der Gestalt, seine innere Beziehung zu ihr als die einzig richtige hinzustellen. Und bis auf den Unfug des Druckenlassens wäre der Standpunkt ja verzeihlich, wenn die Betreffenden nur sagen wollten:

„Mir erscheint die Gestalt“;

statt dessen proklamieren sie in Gesetzesform:

„Die Gestalt ist“

und gehn damit über die Grenze ihres individuellen Rechtes weit hinaus.

In seinen Gesprächen mit Eckermann sagt Goethe (Bd. I, 152):

Wer aber nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben.

Das ist ein Rath, den die ästhetischen Hamlet-Erklärer allerdings nicht befolgten, wenn wir nicht glauben wollen, daß sie wirklich „eine Million Leser erwartet“ haben!

Der Zeiten Ungunst und das Herumtapfen vieler unberufener Hände an dem Kunstwerke haben das Bild Hamlet's gar sehr geschädigt; es ist so viel daran gefirnißt und restauriert worden, daß manche Züge fast unkenntlich geworden sind. Es gehört aber

zum Eindringen in den Werth und die Bedeutung solchen Bildes mehr als Handlangerkenntnisse. Das Farbenreiben, Pinselwaschen und Leinwandspannen macht noch nicht den Künstler; und wer einen Dichter verstehn will, muß wenigstens, wie ich oben schon andeutete, so viel vom Poeten in sich tragen, daß er das Werden und Wachsen der dichterischen Idee nachfühlen kann. Mit der Schärfe mathematischer Schlüsse und mit logischen Fundamentalsätzen erklärt man keinen Dichter; und es läßt sich sogar behaupten, daß diese Fähigkeit im umgekehrten Verhältnisse zum überreichen Besitze der ersteren steht. Und merkwürdiger und beklagenswerther Weise sind es mit Vorliebe gerade philosophische Fachgelehrte, die sich zutrauen, es mit der Erklärung poetischer Gestalten aufnehmen zu können!

Nun ist es ja eine ganz dankenswerthe Thätigkeit, wenn gut gebildete und etwas dichterisch angelegte Naturen sich daran machen, die Werke und Gestalten großer Dichter zu erklären, für diejenigen zu erklären nämlich, denen die Lust oder die Fähigkeit mangelt, selbst zu denken, und die diese Arbeit gern von anderen für sich verrichten lassen. Diese Thätigkeit ist um so dankenswerther, als dabei ab und zu möglicherweise wirklich jene Million Leser zusammenkommt, von welcher Goethe spricht! — Wenn aber ein Dichter von Goethe's Gestalt sich herabläßt uns zu erklären wie Shakespeare den Hamlet konzipiert und durchgeführt hat, wenn er uns eines Einblicks in die Dichterwerkstatt würdigt, und wenn er uns durch wenige Worte — uns! nämlich die Millionen seiner Leser! — zu dem Bekenntnisse hinreißt, daß der Nebel vor unsern Blicken geschwunden ist, und daß wir nun sehen! — dann mag immerhin jeder Einzelne im stillen Kämmerlein seinen individuellen Sport treiben und sich seinen Hamlet groß ziehen; aber es sollen nicht Männer der gelehrten Welt, mit gutklingendem Namen, in die Arena treten und aus ihrem philosophischen Schachtelgeist heraus, und mit Hilfe des ästhetischen Hexeneinmaleins, neue Lehren für das Verständniß Hamlet's proklamieren, wenn ihnen, wie dem Homunculus, das Herz poetischen Empfindens und die Fähigkeit fehlt, in den Dichter einzudringen, und ihn aus ihm heraus zu deuten! Ich nenne keine Namen, denn ihre Träger haben ihren Lohn dahin. Man hat sie gelesen, vielleicht auch bekämpft, jedenfalls aber — was ihre Shakespeare-Deutung betrifft — vergessen, während Goethe in voller Kraft und Jugendfrische dasteht!

Und nun wollen wir beobachten, wie Goethe an den Hamlet

herantritt, wie er ihn in sich aufnimmt, sich von ihm durchdringen läßt, und wie er ihn uns dann wiedergiebt, klar und durchsichtig, daß wir staunen, da jemals ein Räthsel gefunden zu haben, wo nun so volles Verständniß uns erfüllt.

Wilhelm Meister's Lehrjahre. (Bd. I, 211.)

Zart und edel entsprossen, wuchs die königliche Blume unter den unmittelbaren Einflüssen der Majestät hervor; der Begriff des Rechts und der fürstlichen Würde, des Guten und Anständigen mit dem Bewußtsein der Höhe seiner Geburt entwickelten sich zugleich in ihm. Er war ein Fürst, ein geborner Fürst, und wünschte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut sein möchte. Angenehm von Gestalt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen aus, sollte er das Muster der Jugend sein und die Freude der Welt werden.

Ohne irgend eine hervorstechende Leidenschaft, war seine Liebe zu Ophelien ein stilles Vorgefühl süßer Bedürfnisse; sein Eifer zu ritterlichen Uebungen war nicht ganz original; vielmehr mußte diese Lust durch das Lob, das man dem Dritten beilegte, geschärft und erhöht werden; rein fühlend kannte er die Redlichen und wußte die Ruhe zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offenen Busen eines Freundes genießt. Bis auf einen gewissen Grad hatte er in Künsten und Wissenschaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeschmackte war ihm zuwider, und wenn in seiner zarten Seele der Haß aufkeimen konnte, so war es nur eben so viel, als nöthig ist, um bewegliche und falsche Höflinge zu verachten und spöttisch mit ihnen zu spielen. Er war gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzubegierig nach Beschäftigung. Ein akademisches Hinschlendern schien er auch bei Hofe fortzusetzen. Er besaß mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Gesellschafter, nachgiebig, bescheiden, besorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben und vergessen; aber niemals konnte er sich mit dem vereinigen, der die Grenzen des Rechten, des Guten, des Anständigen überschritt.

Und endlich Wilhelm Meister's Lehrjahre. (Bd. I, 239 und ff.)

Denken Sie sich einen Prinzen, wie ich ihn geschildert habe, dessen Vater unvermuthet stirbt. Ehrgeiz und Herrschsucht sind nicht die Leidenschaften, die ihn beleben; er hatte sich's gefallen lassen, Sohn eines Königs zu sein; aber nun ist er erst genöthigt, auf den Abstand aufmerksamer zu werden, der den König vom Unterthanen scheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben seines Vaters die Ansprüche seines einzigen Sohnes mehr befestigt, und die Hoffnung zur Krone gesichert. Dagegen sieht er sich nun durch seinen Oheim, ungeachtet scheinbarer Versprechungen, vielleicht auf immer ausgeschlossen; er fühlt sich nun so arm an Gnade, an Gütern und fremd in dem, was er von Jugend auf als sein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt sein Gemüth die erste traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht so viel ist als jeder Edelmann; er giebt sich für einen Diener eines

jeden, er ist nicht höflich, nicht herablassend, nein, herabgesunken und bedürftig. Nach seinem vorigen Zustande blickt er nur wie nach einem verschwundenen Traume. Vergebens daß sein Oheim ihn aufmuntern, ihm seine Lage aus einem andern Gesichtspunkte zeigen will; die Empfindung seines Nichts verläßt ihn nie.

Der zweite Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte noch mehr. Es ist die Heirath seiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb, da sein Vater starb, eine Mutter noch übrig; er hoffte in Gesellschaft seiner hinterlassenen Mutter die Heldengestalt jenes großen Abgeschiedenen zu verehren; aber auch seine Mutter verliert er, und es ist schlimmer, als wenn sie ihm der Tod geraubt hätte. Das zuverlässige Bild, das sich ein wohlgerathenes Kind so gern von seinen Eltern macht, verschwindet; bei dem Todten ist keine Hilfe und an der Lebendigen kein Halt. Sie ist auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geschlechtsnamen, Gebrechlichkeit, ist auch sie begriffen.

Nun erst fühlt er sich recht gebeugt, nun erst verwaist, und kein Glück der Welt kann ihm wieder ersetzen, was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur schweren Bürde. So sehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich etwas in das Stück hineinlege oder einen Zug übertreibe.

.
Denken Sie sich diesen Jüngling, diesen Fürstensonnen recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie sich seine Lage, und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Gestalt seines Vaters erscheine; stehen Sie ihm bei in der schrecklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an, sieht sie winken, folgt und hört. Die schreckliche Anklage wider seinen Oheim ertönt in seinen Ohren, Aufforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: „Erinnere dich meiner!“ Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? Einen gebornen Fürsten, der sich glücklich fühlt, gegen den Usurpator seiner Krone aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübsinn überfällt den Einsamen; er wird bitter gegen die lächelnden Bösewichter, schwört, den Abgeschiedenen nicht zu vergessen, und schließt mit dem bedeutenden Seufzer: „Die Zeit ist aus dem Gelenke; weh mir, daß ich geboren ward, sie wieder einzurichten!“

In diesen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüssel zu Hamlet's ganzem Betragen, und mir ist deutlich, daß Shakespeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Und in diesem Sinne find' ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schoß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird zernichtet.

Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert; nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht,

ängstigt, vor und zurück tritt, immer erinnert wird, sich immer erinnert und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden!

Was sind uns dieser lichtvollen Darstellung gegenüber, die aus dem Wesen Hamlet's herausgewachsen ist, jene armen, sogenannt geistvollen, geschraubten Deutungen, die man in den Hamlet hinein gepfropft hat. Je mehr sie Raum in uns gewannen, desto mehr fühlten wir uns von Hamlet entfernt; es trat zwischen ihn und uns ein Schatten, der sich Hamlet nannte, und der uns die wahre Gestalt verdunkelte, die ihr Heimathsrecht in unsrer Seele erst wiedergewann, wenn Goethe sie uns zuführte.

Gewiß haben die Männer, welche den Shakespeare aus sich statt aus ihm selbst heraus erklärten, manch geistvolles Wort, manch tiefen Gedanken gefördert und oft scharfe Akribie an den Tag gelegt; aber es ist ihnen wie den Adepten im Mittelalter gegangen: sie entdeckten hier und da durch Zufall einen werthvollen Stoff, doch den Stein der Weisen fanden sie nicht! —

Ich hoffe, daß es mir gelungen sein wird, durch Zusammenlegung des Materials, welches in den Werken und dem Leben Goethe's zersplittert zur Erscheinung kommt, ein klareres Bild über Goethe in seiner Beziehung zu Shakespeare nicht nur meinen geehrten Zuhörern, sondern den weiteren Kreisen derer geboten zu haben, welche nie Gelegenheit gefunden hatten, das Zersplitterte sich zu einem Ganzen aufzubauen. Nur das Zusammentragen dieses Materials zum Aufbau der ganzen Gestalt habe ich bezweckt, und werde mich freuen, wenn ich dadurch das Verständniß der Beziehung zwischen den beiden Unsterblichen gefördert habe. Mein Zweck war, sie, wie in Wahrheit, erscheinen zu lassen: in inniger Zusammengehörigkeit umschlungen, wie Goethe und Schiller uns vor dem Weimarer Theater durch Rietschel's Künstlerhand entgegen-treten.
